

THEOBALD

**HENRIETTE-ETIENNE-FANNY
ARNAUD**

MAD. CHARLES REYBAUD

ngiyaw eBooks

Henriette-Etienne-Fanny Arnaud
(Mad. Charles Reybaud)

Theobald

Novelle

Aus: Novellenschatz des Auslandes, herausgegeben
von Paul Heyse, Zehnter Band, Verlag von R.
Oldenbourg, München, o. J.; aus dem Französischen
von Max Kalbeck

Bibliothek von ngiyaw eBooks

I.

Was ich erzählen will, hat sich erst vor Kurzem zugetragen.

Von allen Personen, die in diesem Familiendrama auftreten, ist noch keine gestorben, und Eine wird beim Durchblättern dieser Seiten, wenn sie alle diese unter fremden Namen eingeführten Persönlichkeiten eine nach der anderen wiedererkennt, ausrufen: Das bin ich! — Mag es drum sein! Ich nehme ihren Zorn auf mich; sie ist nur ein Weib, und ich bin ein armer, alter Mann, dem sie die letzten Tage seines Lebens verbittert hat. —

Es war eine jener unangenehmen Witterungen zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, wo der Regen, von heftigen Windstößen gepeitscht, niederströmt. Kein Mensch, kein Lärm in den einsamen Straßen, nur ein Leierkasten spielte falsch und wehmüthig im Schutze eines Thorwegs. Es schlug acht Uhr, als ich in den Salon meiner Schwester, der Marquise de Pons, eintrat.

Meine Schwester war eine Frau, die ihre Zeit hinter sich hatte; die schönen Tage ihres Lebens waren ihr

am Hofe von Marie-Antoinette hingegangen; sehr schlimme Zeiten folgten auf so viel Glanz und Glück dann hatte das Schicksal ihr noch einmal wohlgevollet und vierzig Jahre später lebte sie glücklich mit dem, was ihr von den Trümmern aus diesem großen Schiffbruch geblieben war. Sie flöbte auf den ersten Blick Ehrfurcht ein und war durchaus liebenswürdig im näheren Verkehr; unter ihren Runzeln sah man noch ihre einstige Schönheit, und ihre hoher anmuth- und würdevolle Gestalt verrieth ihre achtzig Jahre durchaus nicht. Aus der vornehmen Welt, in der sie gelebt, war ihr ein gewisser Schein von zurückhaltender Kälte geblieben; aber schon nach den ersten allgemeinen Phrasen wurde sie heiter, gesprächig und — Gott verzeih's ihr! — leichtsinnig wie ein glückliches junges Mädchen von fünfzehn Jahren. Alle ihre Zärtlichkeit, sowie auch die meine, hatte nur Einen Gegenstand: die Tochter ihres einzigen, bereits verstorbenen Sohnes, einen wahren Engel, Valerie de Pons.

Jenen Abend also waren wir im Familienkreise. Madame de Pons stickte; Valerie, die ihr zu Füßen auf einem Taburet saß, wickelte Seide ab. Auf ihren Knien lag ein großer Strauß Herbstblumen, die zwar schon vom Froste gebleicht waren, aber ihren zarten Duft in die warme Atmosphäre des Salons um so

angenehmer aushauchten. Auf der anderen Seite des Tisches zeichnete Theobald in ein Album: sein aufmerksamer Blick ging fortwährend von der vor ihm befindlichen Gruppe zu seiner Zeichnung, die er lächelnd mit der Freude eines Künstlers betrachtete. In einem Monat sollte Theobald de Montmaur unsere Valerie heirathen.

Ich stand vor dem Kamin mit dem Grafen Anatole de Saint-Servien. Seine Verwandtschaft mit Theobald gab ihm gerechten Anspruch, sich zu unseren Vertrautesten zu rechnen; er war ein guter Junge, aber in jeder Hinsicht unbedeutend, einer von den Menschen, die man achtet und liebt ohne ihre Gegenwart oder Abwesenheit zu bemerken.

Angesichts dieses friedlichen Familienbildes hatte ich die heitersten Vorahnungen für die Zukunft. Theobald war ganz der Mann, wie ich ihn Valerien gewünscht hatte: ein geachteter Name, zwar wenig Vermögen, aber eine Stellung, die sich verbessern mußte, nicht zu viel Ehrgeiz, ein biederer und hochherziger Charakter und ein tadelloses Leben. Auch Valerie schien des Glückes, das wir ihr bereitet hatten, froh zu sein; ihr schüchterner Blick heftete sich mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Vertrauen und Zärtlichkeit auf Theobald, dann kehrte er dankbar zu mir zurück.

Kommen Sie hieher, Onkel, sagte sie zu mir und wies auf einen Platz am Tische; Theobald muß auch Sie in mein Album zeichnen.

Eitles Kind! rief ich aus, du willst, daß mein altes Gesicht deinen siebzehn Jahren zur Folie diene! Das kleine Familienbild hat schon, wie ich meine, an den achtzig Jahren der Frau Marquise völlig genug.

O daran habe ich nicht gedacht, versetzte Valerie treuherzig; von solchen Eitelkeiten weiß man nichts, wenn man nicht schön ist!

Gleichwohl war sie reizend, wie sie so sprach; wieviel Sanftmuth und Heiterkeit lag in diesen blauen Augen, wieviel Anmuth in ihrem Lächeln und in ihrem ganzen Benehmen!

Ich trat hinter Theobald; seine Zeichnung war sehr hübsch; nur der Kopf Valeriens war durch häufiges Ueberarbeiten etwas verwaschen, wie der Kunstausdruck lautet; man bemerkte, daß der Zeichner das Bild hatte verschönern wollen und damit nicht zu Stande gekommen war.

Liebes Fräulein, sagte er und wischte eifrig eine Linie wieder weg, die ihm nicht glücken wollte, könnten Sie wohl den Kopf ein wenig senken?

Sie neigte sich gegen ihre Großmutter hin, und ihre schönen blonden Haare fielen in langen Wellen über ihre Wange.

So ist es vortrefflich! rief Theobald befriedigt.

Mein Gott! dachte ich, er bemerkt viel zu sehr, daß sie nicht schön ist! . . .

In demselben Augenblick schlug der Regen heftig gegen die Fenster, und der Donner rollte.

Was für ein abscheuliches Wetter! rief Graf Anatole, der seit einer halben Stunde, ohne ein Wort zu sprechen, nach dem Regen hingehorcht hatte.

Mir ist es um so unwillkommener, sagte meine Schwester, als ich heute Abend Besuch erwartete: Madame de Las Vermejas.

Madame de Las Vermejas! wiederholte der Graf, indem er aufstand. Madame de Las Vermejas! Eine Spanierin, deren Gemahl in Navarra getödtet wurde, und die als Gefangene der Carlisten ihnen wie durch ein Wunder entkam?

Dieselbe, Herr Graf.

O, diese Frau ist eine Heldin! Spricht sie französisch?

So gut wie Sie. Obwohl Spanierin, wurde sie in Paris erzogen.

Um so besser! Es wäre mir sehr leid gewesen, sie nicht zu verstehen. Und ohne diesen traurigen Regen wäre sie heute Abend hier? Finden Sie das nicht recht ärgerlich, Theobald?

Durchaus nicht, antwortete dieser und lächelte Valerien freundlich an; der Besuch würde die Traulichkeit unseres Abends gestört haben. Man fühlt sich in der Familie am warmen Herde so wohl, wenn draußen das Wetter tobt und langweilige und ungelegene Besuche fernhält! — Und dann, sehen Sie, liebe ich die Heldinnen nicht. Ich fühle mich mehr zu einem sanften, anmuthigen, schüchternen Wesen hingezogen, als zu diesen Mannweibern, die wie ein Cuirassier zu Pferde steigen und ohne zu blinzeln das Gewehr losknallen. Eine Heldin! das ist ein Unding!

Nun, nun, mein Lieber, unterbrach ihn der Graf, mit einem Blick auf Valerie, ich finde es begreiflich, daß Sie nur für ein ganz zartes, ganz junges, ganz anmuthiges weibliches Wesen schwärmen, ich aber darf mir wohl erlauben, die starken Frauen zu lieben. Ich denke mir Madame de Las Vermejas groß und brünett, mit stolzem Blick und edlem Gange; vielleicht häßlich aber von jener Häßlichkeit, die uns ein anziehender Ausdruck vergessen läßt! Nicht wahr, Madame, ich habe sie mir richtig vorgestellt?

Ja, beinahe, sagte meine Schwester lachend; in diesen Tagen will ich Sie bei ihr einführen, und Sie werden selbst sehen.

Wie fatal ist dieser abscheuliche Regen! rief Graf Anatole von Neuem aus, indem er zum Fenster

hingung wo das Wasser wie ein Gießbach herniederrauschte.

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein Wagen vor der Thür hielt. Einen Augenblick trat allgemeines Stillschweigen ein.

Da haben wir zweifelsohne Madame de Las Vermejas, sagte Valerie und lächelte zu Theobald hinüber, wie um ihn über diesen Besuch zu trösten.

Ich glaube, mir klopft das Herz, sprach Graf Anatole halblaut, fuhr sich durch die Haare und stellte sich an die Ecke des Kamins.

Keine Minute verging, so meldete man Madame de Las Vermejas. Sie trat mit leichtem Schritt ein, schlug ihren schwarzen Schleier zurück, grüßte Jeden und setzte sich neben Madame de Pons.

Ich kann nicht beschreiben, in welche Ueberraschung, welches Staunen der erste Anblick von Madame Ines de Las Vermejas mich versetzte; man muß diese wunderbare Schönheit gesehen haben, um den Eindruck, welchen sie machte, begreifen zu können. Man denke sich einen Kopf, wie ihn eine Malerphantasie in einem glücklichen Moment sich träumen läßt, und den ganz so schön und lieblich auf der Leinwand festhalten zu können der Künstler verzweifeln muß. Eine majestätische Figur, ein schlanker, von einer Fülle schwarzer Spitzen halb

verhüllter Nacken und allerliebste weiße Hände, kokett über einem schwarzen Trauerkleide gekreuzt.

Ich weiß nicht, was diese Frau zuerst sprach, so sehr war ich in stummes Anschauen ihrer Schönheit versunken; doch fiel mir der Ton ihrer Stimme auf; er war angenehm, silberhell und hatte einen leichten ausländischen Accent, obwohl sie sehr rein französisch sprach. Auch Theobald betrachtete die Heroine mit Ueberraschung, doch glaubte ich zu bemerken, daß sein ungünstiges Vorurtheil nicht ganz gerechtfertigt worden war; er nahm bald seine Zeichnung wieder zur Hand und arbeitete daran fort, ohne ein Wort zu reden. Nun betrachtete ihn auch Madame de Las Vermejas und sah darauf Anatole an. Eine Aehnlichkeit zwischen den beiden jungen Männern zu finden, war unmöglich. Theobald hat eine jener Physiognomien, welche die Phantasie der Frauen anregen, einen gedankenvollen Blick, ein unbeschreibliches Lächeln. Graf Anatole, mit einem dunkelrothen, ausdruckslosen Gesicht und etwas kurzsichtig, sieht aus wie alle Welt; er machte sich möglichst bemerklich, um die Aufmerksamkeit von Madame de Las Vermejas auf sich zu lenken, die mit der Marquise plauderte, ohne sich um seine kleinen Koketterien zu bekümmern und ohne überhaupt auf

ihn, der sie allzuviel, noch auf Theobald, der sie gar nicht ansah, zu achten.

Meine Schwester triumphirte; sie hatte eine Leidenschaft für Ueberraschungen, und diese war ihr vollständig gelungen. Indessen vergaß Anatole nicht, daß Madame de Las Vermejas eine Geschichte zu erzählen hatte, eine Geschichte, deren Heldin sie war, und die, in den Zeitungen veröffentlicht, ganz Paris einen Tag lang beschäftigt hatte. Mit Hülfe der Marquise brachte er es dahin, daß Madame de Las Vermejas genöthigt wurde, davon zu sprechen. Sie mochte es wohl nicht allzusehr bedauern, diese Erzählung zu wiederholen, in der sie selbst eine so große Rolle spielte, und nach der man sie ohne Zweifel so und so oft schon gefragt hatte. Gleichwohl erwiederte sie auf eine directe Frage Anatole's einfach: Es ist wahr, ich bin wie ein Soldat zur Execution verurtheilt gewesen. — gewiß ein weniger schimpfliches Ende, als Galgen oder Schaffot; aber offen gestanden ist das in einem solchen Augenblick ein schwacher Trost.

Zum Tode verurtheilt! — wiederholte die Marquise; auch mich hat man im Jahre 93 zum Tode verurtheilt, aber ich war in einem sichern Versteck . . . und diese Ungeheuer haben Mitleid mit Ihnen gehabt? Sie haben nicht gewagt., Sie zu tödten?

Madame de Las Vermejas schüttelte den Kopf. — Sie hätten es gewagt, sagte sie, aber ein Wunder hat mich gerettet.

Sie schwieg, wie von dieser furchtbaren Erinnerung erschüttert; dann fuhr sie fort, indem sie einen Blick auf Theobald warf, der indessen eifrig fortzeichnete:

Mein Gemahl war eben vor den Mauern von Viktoria gefallen; ich blieb allein in einem aufrührerischen Lande zurück, zwischen zwei Parteien, die sich gegenseitig abschlachteten. Ich hätte ins Gebirge fliehen, mich in irgend einem Dorfe verbergen müssen; doch was hätte ich auch dort für Sicherheit gefunden? Welcher Geleitsbrief hätte mich vor den Räubern geschützt, denen der Bürgerkrieg bei allen ihren Freveln Straflosigkeit zusichert? Ich entschloß mich, in Frankreich Zuflucht zu suchen.

Ein einziger Diener begleitete mich; ich verschaffte mir weder einen Reisepaß, noch einen Schutzbrief, die mein Unternehmen verrathen hätten.

Wir verließen Vittoria in einem meiner Wagen, wie um aufs Land zu gehen. Nur wenige Kleider nahm ich mit; mein Geld und meine Kleinodien hatte ich in die Wagenkissen eingenäht. Was für eine Reise! Wir fuhren durch ein ausgehungertes Land, das durch den blutigen Krieg zu Grunde gerichtet war . . . verdorbene Wege, brach liegende Felder, Dörfer, deren decimirte

Einwohnerschaft beim Anblick einer Uniform Reißaus nahm und sich vor jeder Fahne fürchtete, — wurden sie doch von Christinos und Carlisten gleich schwer heimgesucht.

Anfangs ging Alles nach Wunsch; wir wichen den von den Guerillas besetzten Orten auf weiten Umwegen aus, und ich brachte zwei Nächte in verlassenen Häusern zu. Am Abend des dritten Tages gelangte ich zu einer armseligen Venta in der Nähe von Estella, meine Maulthiere waren müde und konnten nicht weiter. Wissen Sie, was eine Venta ist? Eine Spelunke, ein Loch, wo Mönche, Kaufleute, Soldaten, Bettler und Maulthiertreiber bunt durcheinander essen und schlafen. Gleichwohl mußte man dort Halt machen. Nach dem Nachtessen legte sich Perico, mein Diener, unter freiem Himmel auf ein wenig Stroh. Ich bestieg meinen Wagen wieder und versuchte zu schlafen. Es war eine der schönem milden und durchsichtigen Nächte Spaniens. Der Wagen stand unter einem großen Maulbeerbaum vor der Thür der Venta; von diesem erhöhten Orte aus hatte man eine weite Fernsicht. Gegen Mitternacht ging der Mond klar und glänzend auf; man hätte glauben können, es sei schon Tag. Vor mir breitete sich eine unabsehbare Ebene aus, mit Baumgruppen übersät; am Horizont tauchten die Wälle und die

Kirchthürme einer von dunkeln Hügeln umgebenen kleinen Stadt auf. Alles schlief in diesen einsamen Feldern, nur die Grille sang unter den Gräsern am Wege. Wie schön glänzte der Himmel! Wie ruhig war die Natur in diesem Augenblick! Wie gut ließ es sich auf dieser herrlichen Erde leben, die im Duft der ersten Frühlingsblumen dalag! Es schien unmöglich, daß Plünderung, Mord und Brand so nahe waren.

Mit diesem Gedanken schlummerte ich ein; nur manchmal öffneten sich meine müden Augen wieder und blickten mechanisch in die Dämmerung hinaus. Bald glaubte ich, den Schein von Feuern zu sehen, die in bestimmten Entfernungen erschienen und vor den Strahlen des Mondes verblaßten; endlich ertönte in der Ferne ein eigenthümlicher Schrei und wiederholte sich in meiner Nähe. Ich ermunterte mich eilig. Perico kam herzugelaufen.

Señora, sagte er mit einer gewissen Bestürzung, obwohl er sonst unerschrocken war, die Carlisten kommen von Estella her; was sollen wir thun?

Wir müssen fort, fort auf der Stelle! erwiederte ich. — Hierin hatte ich Unrecht; ich hätte bleiben sollen.

Nach Verlauf von zehn Minuten waren wir unterwegs; der Wirth mußte, obgleich ich ihn sehr gut bezahlt hatte, auf der Stelle den Carlisten entgegengelaufen sein, um uns anzuzeigen. Die ganze

Nacht hindurch reis'ten wir auf schauderhaften Wegen, die zwischen Wäldern und Abgründen hinführten; mit Tagesaubruch befand ich mich am Eingänge eines Thales, in welchem die ausgetretenen Gewässer eines kleinen Bergstromes hinflossen; Eichen beschatteten die von ungeheuren Lachen, durchschnittene Straße; darüber ragten große Felsmassen senkrecht empor, auf deren Gipfeln Raben flatterten. O nie, niemals wird der düstere Anblick dieser Gegend mir aus der Erinnerung schwinden! Ich sehe jeden Baum, jeden umgestürzten Stumpf, jeden Stein vor mir, auch das hölzerne Kreuz, das am Wegesrande aufgepflanzt ist, um die Stelle zu bezeichnen, wo irgend ein unglücklicher Wanderer seinen Tod fand.

Wir schienen in tiefster Einsamkeit durch eine Wüste zu fahren, am Ende der Welt. Plötzlich rief eine Stimme hinter den Bäumen: Halt! . . .

Perico trieb die Maulthiere zum Galopp; Flintenschüsse fielen von beiden Seiten des Weges. Perico stürzte, die Maulthiere standen still, und ich stieg ohne einen bestimmten Gedanken aus meiner Kalesche . . .

Und dann, Madame, unterbrach sie Graf Anatole, der mit athemloser Spannung zugehört hatte, dann gaben Sie muthig Feuer auf die Räuber?

Ach nein, erwiderte Madame de Las Vermejas mit reizender Naivetät, ich hatte die größte Furcht und fing an zu weinen. Soldaten umringten meine Kalesche; an ihrer zerlumpten Uniform sah ich, daß es Carlisten waren. Der befehlshabende Offizier kam auf mich zu und fragte mich aus.

Ich hatte mich an den Rand der Straße gesetzt und wandte den Kopf zur Seite, um den Körper des armen Perico nicht zu sehen, der in seinem Blute dalag. Auf die Fragen, mit denen man mir zusetzte, entgegnete ich, daß ich Französin sei und in meine Heimath reise. Während dessen erbrach man meinen Koffer, durchsuchte ihn, streute Alles, was er enthielt, umher, schrie und lärmte um mich herum. O wie fürchtete ich mich! Ich glaubte sterben zu müssen bei dem Gedanken, hülflos und allein in der Gewalt dieser Menschen zu sein.

Madame de Las Vermejas schwieg und fuhr sich mit der Hand über die Stirne, wie um eine Bewegung des Schauderns zu verbergen. Theobald hatte seinen Bleistift fallen lassen; er betrachtete sie, und in seinem Blick lag eine Art von Frage, von quälendem Zweifel.

Diese Leute waren echte Spanier, fuhr Madame de Las Vermejas fort, als ob sie auf Theobald's Gedanken geantwortet hätte; sie waren fanatisch, grausam, im Stande ein Weib zu ermorden, aber nicht es zu

beschimpfen. Der Offizier führte mich etwas auf die Seite; zwei Soldaten bewachten mich in einiger Entfernung, und man hielt inmitten des Weges Rath. Dort befanden sich fünf oder sechs Offiziere, ein Mönch und zwei oder drei Leute, die keine Uniform trugen, In dieser Gruppe ging es lebhaft zu. Eine Abtheilung von hundert Soldaten, die weiter weg stand, beobachtete tiefes Stillschweigen. Mir kam es nicht in den Sinn, daß mein Leben auf dem Spiele stehe, und doch schauderte ich zusammen, indem ich zu Gott von ganzem Herzen für mich und den armen Perico betete, dessen Tod ich verursacht hatte. Meine Augen wandten sich entsetzt von dem Leichnam ab, mit dem ich in dieser Einsamkeit allein gelassen zu werden fürchtete. Die Gegenwart der Carlisten war mir im Augenblick eine Beruhigung, anstatt mich zu ängstigen. Ich fürchtete mich vor Allem, allein zu bleiben.

Soldaten kamen an und marschirten gleich wieder ab. Von Zeit zu Zeit hörte ich Flintenschüsse in der Ferne; man kämpfte in der Umgegend. Das Alles dauerte eine Stunde. Endlich führten mich die beiden Soldaten, die mich bewachten, an den Rand der Straße zurück; die Gruppe umringte mich; alle Gesichter waren finster und unbeweglich; alle Blicke wandten sich auf mich.

Doña Ines de Las Vermejas, treten Sie näher, sagte ein Offizier, der die Treffen des Oberstlieutenants trug.

Ich zitterte, als ich meinen Namen hörte.

Doña Ines de Las Vermejas, fuhr der Oberst fort. Sie sind der Spionage und der Empörung gegen die Regierung seiner katholischen Majestät, des Königs Don Carlos, angeklagt und überführt. Befehlen Sie Ihre Seele Gott: das hier gegenwärtige Kriegsgericht verurtheilt Sie zum Tode.

Ein jäher Schrecken, eine unaussprechliche Angst befiel mich. Sterben! Sterben mit zwanzig Jahren! Ich warf mich auf die Kniee, ich betheuerte meine Unschuld, ich bat weinend um mein Leben.

Durch eine solche Feigherzigkeit müßte sich ein Mann entehrt fühlen, aber eine arme Frau darf ohne Schande ihre Henker um das Leben bitten. Ich wollte leben. Elend, Verbannung, ja die härteste Bedingung, — Alles hätte ich angenommen.

Theobald blickte Madame de Las Vermejas mit derselben unruhigen Neugierde an, wie vorhin. Sie fuhr fort :

Ja. Alles mit Ausnahme der Entehrung! . . . Aber diese Menschen hatten kein Mitleid mit mir; sie entfernten sich. Der Mönch blieb da, um meine Beichte zu hören. Ich versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte mir; ich blieb bewegungslos auf den

Knieen im Staube, die Augen auf ein Dutzend Gewehre gerichtet, die zu einer Pyramide vereinigt am Rande des Weges standen. Weder der Blick noch die Gedanken konnten sich von diesen Waffen losmachen. Ich weinte nicht mehr, ich bat nicht mehr um Gnade, ich sah nichts als die schwarzen, blitzenden Gewehre mir zu Häupten und den schönen Mond am Himmel! Der Mönch ermahnte mich, ich hörte es nicht, ich vernahm nur, wie er mir sagte:

Meine Tochter, bitten Sie Gott um seine Gnade, auf Erden ist für Sie keine Rettung . . . Da kommen sie schon.

Da wandte ich mich zu ihm hin. Es war ein Greis, die Thränen standen ihm in den Augen.

Mein Vater, rief ich und faßte sein Gewand, ich bin unschuldig! Rettet mich! Ich verlasse Euch niemals! Sie werden es nicht wagen, mich neben Euch zu tödten! Habt Mitleid mit einem armen Weibe! . . .

Seht, ich bin jung, voll Lebenslust, und man will, daß ich so früh schon sterbe! . . . Noch so viele Tage habe ich vor mir! . . . Diejenigen, die sie mir rauben, werden Gott Rechenschaft darüber ablegen müssen! . .

Der Mönch versuchte mich zurückzustoßen; aber ich klammerte mich fest an ihn an, ich umfaßte seine Kniee. Da hörte ich hinter mir die Gewehre laden. Der

schauerlich harte Ton wiederhallte in meinem dumpfen Kopf, meine Hände ließen das Gewand des Mönches fahren; ich merkte, daß er sich entfernte.

Ein ziemlich langes Stillschweigen trat ein, — dann das Knattern von Gewehren, und das Leben verließ mich.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich am Rande des Weges auf den Kissen meiner Kalesche liegen, der Mönch saß neben mir und rauchte seine Cigarre. Wir waren allein. Ich wußte mich an Alles zu erinnern, als ich die Augen aufschlug; ich fühlte, daß ich keineswegs todt sei, aber ich glaubte mich wenigstens schwerverwundet. Der Mönch versuchte mich aufzurichten und gab mir etwas Wein zu trinken, der mich sofort wieder belebte.

Meine Tochter, sprach er mit Rührung. Sie sind mit dem Schrecken davongekommen. Seien Sie getrost und danken Sie Gott!

Ich wollte ihm danken, denn ich begriff, daß er mir das Leben gerettet hatte; aber ich konnte nur weinend die Hände falten.

Nun, nun! sagte er, beruhigen Sie sich. Sie sind nicht getroffen; die Kugeln gingen zu hoch, und Sie lagen auf den Knien . . . Was gedenken Sie jetzt zu thun?

Ich will die Grenze zu erreichen suchen, antwortete ich ihm; sagt mir nur, mein guter Vater, in welcher Richtung ich zu gehen habe.

Der Mönch schüttelte den Kopf.

Sie gehen nach Frankreich! rief er aus; ein böses Land! . . . Alles Unglück Spaniens kommt von dort. Ein echter Spanier kann dort nicht leben.

Ach! sagte ich, am ganzen Leibe zitternd und in Furcht, ihn aufzubringen, ich weiß wohl, daß es ein böses Land ist, wo man kaum christlich lebt; doch kann ich in Spanien nicht in Sicherheit leben, mein Vater.

Er erhob den Kopf mit einer Geberde der Zustimmung, stand auf und sagte:

Wohlan, meine Tochter, ich will Ihnen zum Führer dienen; was ich angefangen habe, will ich auch durchführen.

Ich küßte seine Hände.

Meine Tochter, fuhr er fort und deutete nach Norden hin, wenn Sie dort unten sein werden, hinter jenen Bergen, vergessen Sie unser Spanien nicht, und beten Sie zu Gott für den Bruder Antonio de Leon.

Die Kalesche stand nach in der Mitte der Straße, aber die Maulthiere waren fort. Ich suchte den Körper Perico's mit den Augen; der Mönch wies auf ein frisch aufgeworfenes Grab am Fuße des hölzernen Kreuzes.

Armer Perico! Er war jung; auch er mußte das Leben geliebt haben!

Ich nahm mein Gold und meine Kleinodien aus dem Wagen; ich wollte sie mit dem Mönche theilen; er lehnte es ab. Wir verließen den Ort zu Fuß. Am folgenden Tage war ich in Frankreich. —

Madame de Las Vermejas schwieg. Valerie, und meine Schwester drückten ihr die Hände; alle Beide weinten. Auch mein altes Hagestolzenherz war von der Erzählung erschüttert; Graf Anatole erging sich in lebhaften Ausrufungen; nur Theobald sagte nichts.

II.

Bald gehörte Madame des Las Vermejas zu unserem vertrauten Umgange. Wenige Frauen haben so sehr die Gabe, zu gefallen. Sie besitzt eine so eigenthümliche nachlässige Anmuth, eine natürliche und doch pikante Art, sich auszudrücken, welche eben so bezaubern, wie ihre seltene Schönheit. Ihre gesellschaftliche Stellung war eine ungewöhnliche, obwohl sehr natürliche: Wittve ohne Familie, und von mäßigem Vermögen, stand sie mit zwanzig Jahren völlig unabhängig da, ohne daß irgend Jemand etwas dagegen hätte sagen können. Ich glaubte, sie würde den Grafen Anatole heirathen, aber er war ihr, wie ich merkte, nicht reich genug. Sie behandelte ihn kalt, viel kälter als Theobald, gegen den sie bald nach den ersten Tagen einen besonders vertraulichen und unbefangenen Ton annahm. Es schien, als ob sein Bräutigamstitel ihn zu einem ihr ungefährlichen und für ihre verführerischen Reize unempfänglichen Manne gemacht hätte. Ich sah das mit anderen Augen an, und schon vom ersten Tage an hatte ich Besorgnisse, die ich indeß für mich behielt; ich

verließ mich auf Theobald's verständigen Charakter und auf die Zeit, die den Tag seiner Vermählung heranrückte.

Einer der Kunstgriffe von Madame de Las Vermejas war, in ihm den leidenschaftlichen Liebhaber Valeriens zu sehen; sie hätte zu viel Scharfblick, um da Liebe zu sehen, wo nur eine schwache Zuneigung bestand, und ich konnte ihr diese Falschheit nicht hingehen lassen, deren Zweck ich nicht ahnte.

Eines Abends — wir waren noch ganz unter uns bei meiner Schwester — hatte die Unterhaltung eine ernsthafte Wendung genommen; man erörterte schwierige Fragen; es handelte sich um das Heirathen; Graf Anatole schilderte die Ehe als ein Paradies, wo der Eine, immer liebevoll und ergeben, zu den Füßen einer Andern lebt, die immer schön und glücklich bleibt. — Obwohl ich durch mein Beispiel den Cölibat predige, sagte ich, daß mir Heirathen das Beste scheine, was ein vernünftiger Mensch thun könne, wenn er die Hälfte seiner Jugend hinter sich habe.

Madame de Las Vermejas hörte beinahe zerstreut zu und spielte mit ihrem Fächer, jenem leichten Scepter, das in den Händen einer Spanierin so reizend ist. Als ich geendet hatte, bog sie sich ein wenig aus dem

Lehnsessel vor, in welchem sie geruht hatte, und sah mich kopfschüttelnd an.

Eine Vernunfttheirath! rief sie, was für eine traurige Thorheit! Ich begreife, daß man seine Freiheit einer ausschließlichen tiefen Leidenschaft opfert, an der man zu Grunde gehen müßte, da man ihr nicht entsagen könnte; ich begreife, daß man sich mit Freuden unter ein unauflösliches Joch beugt, wenn man außerdem nichts als Verlassenheit und Verzweiflung vor Augen hat: das ist eben eine Heirath aus Liebe. Ich begreife auch noch, daß man sich Fesseln anlegt, um seine Stellung zu verbessern, oder sein Glück zu machen: das ist dann eine Heirath aus Ehrgeiz. Aber ohne Ehrgeiz, ohne Liebe im Herzen seine Unabhängigkeit einer Frau zu Füßen zu legen, seine Zukunft zu binden und angesichts dieser unwiderruflichen und entsetzlichen Verpflichtung gleichgültig zu sagen: Ich liebe keineswegs, ich mache weder Carriere, noch mein Glück, aber ich schließe eine Convenienzehe, — nein, diesen Wahnsinn begreife ich nicht!

Ich ebensowenig, sagte Valerie unschuldig. — Das arme Kind liebte seinen Bräutigam so zärtlich.

Ich auch nicht! wiederholte Graf Anatole mit Feuer.

Theobald sagte nichts und sah Madame de Las Vermejas mit einem traurigen, tiefen Blick an, einem

Blick, den Valerie nicht bemerkte.

Zu meiner Zeit, versuchte Madame de Pons geltend zu machen, schloß man nur Convenienzheirathen, und es gab sehr glückliche Ehen. Als ich dem Marquis de Pons vermählt wurde, hatte ich ihn erst zwei Mal gesehen. Konnte ich einen Mann lieben, den ich nicht kannte? Und doch liebte ich ihn, und auch er liebte mich nach unserer Vermählung leidenschaftlich.

Man hat ihm eben nicht Zeit gelassen, Sie vorher zu lieben, Frau Marquise, erwiderte die Spanierin.

Ich fühlte mich in Valerien verletzt und gegen Madame de Las Vermejas aufgebracht. Doch was hätte ich ihr vorwerfen können? Sie gab sich durchaus den Anschein, als glaube sie, Theobald bete seine Braut an.

Graf Anatole verließ uns früh, um auf einen Hochzeitsball zu gehen. Unser kleiner Kreis zog sich noch enger um den Kamin zusammen; Theobald blieb auf den Tisch gelehnt; seine Hand führte zerstreut den Bleistift über die erste Seite von Valeriens Album. Ich warf einen Blick darauf und erkannte das feine, reizende Profil von Madame de Las Vermejas. Plötzlich schien Theobald aus einer Geistesabwesenheit zu erwachen, er fing an, schnell und mit Aufmerksamkeit zu zeichnen; ich sah beständig auf das Blatt; das Profilbild wurde geschickt

in die Zweige einer Weide hineingezeichnet; man sah nichts als einen Baum, und nur der Zufall oder eine ganz genaue Betrachtung waren im Stande, die vollendete Aehnlichkeit zu entdecken.

Um elf Uhr erhob sich Madame de Las Vermejas. Für gewöhnlich brachte sie ein Fiaker nach Hause, in die Tournonstraße. Ich schellte, um ihren Diener rufen zu lassen.

Was für herrlicher Mondschein! welch heitere Nacht! sagte sie und trat zum Fenster hin, dessen Vorhänge sie halb aufzog; wie schön wäre ein Spaziergang in der frischen Kälte! Ich werde zu Fuß nach Hause gehen.

Sie müssen Theobald's Arm nehmen, sagte die gute Valerie; er wird Sie nach Hause bringen. Und als Madame de Las Vermejas zu zaudern und den Vorschlag ablehnen zu wollen schien, fügte sie ganz leise hinzu; Niemand wird das unpassend finden; ein junger Mann, der so gut wie verheirathet ist . . .!

Theobald war zurückgetreten. Seine erste Bewegung erschien meiner Schwester und Valerien so wunderlich, daß Beide zu lachen anfangen. Alle Beide sahen darin sein Bedauern, sie so früh verlassen zu müssen; Madame de Las Vermejas und ich, wir verstanden ihn besser.

Also, Herr Theobald? sagte die Spanierin gelassen und schob ihren Spitzenschleier, unter welchem sie, so reizend aussah, vor das Gesicht.

Theobald nahm seine Handschuhe. Er sprach kein Wort, denn der Ton seiner Stimme würde seine Bewegung verrathen haben. Madame de Las Vermejas legte ihre kleine Hand auf den Arm, den er ihr anbot; da wurde er blaß und zitterte; sie lächelte. So gingen sie miteinander fort.

Ich kehrte höchst betroffen zum Kamin zurück. Madame de Pons ging in ihr Zimmer, und Valerie ließ sich mir zu Füßen auf ein Tabouret nieder. Sie schien in tiefe Gedanken verloren, und ich fing an, sie mit Unruhe zu beobachten, bis sie mich bei der Hand nahm und mit der Heiterkeit eines Engels sagte: Nicht wahr, lieber Onkel, ich bin recht glücklich? —

Am folgenden Tage gab Madame de Pons ein kleines Fest. Valerie hatte noch einmal bei ihrer Großmutter ihre Jugendfreundinnen versammeln wollen, vielleicht nur, um ihnen in harmlosem Stolze auf ihr Glück ihren Bräutigam zu zeigen. Es sollte getanzt werden, und zum ersten Male fühlte sie sich als die glückliche Königin eines Balls.

Um neun Uhr kam Madame de Las Vermejas. Sie hatte ihre tiefe Trauer mit einem einfachen weißen Atlaskleide vertauscht. Ihre langen Haarflechten

wurden mit einem Strauß aus Veilchen von Parma aufgesteckt; weder Spitzen noch Schmuck; wie schön war sie! Aller Augen wandten sich sogleich zu ihr hin, dann umringte sie die Schaar der Tänzer. Doch ohne sich im Geringsten, wie es schien, um all diese Bewunderungen und Huldigungen zu kümmern, erklärte sie, nicht tanzen zu wollen, und ließ sich im Nebenzimmer neben einem Tisch nieder, wo zwei meiner alten Freundinnen eine Partie Schach spielten.

Gleich darauf trat Theobald ein. Sein erster Blick suchte Madame de Las Vermejas. Valerie erröthete in voller Freude bei seinem Anblick, sie hatte ihn den Tag über nicht gesehen.

Im Salon wurde getanzt. Graf Anatole, der sich von Madame de Las Vermejas hartnäckig abgewiesen sah, — sie schien entschlossen die ganze Nacht sich nicht von ihrem Platze zu bewegen — wußte sich bei einigen hübschen Frauen zu trösten, die er umschwärmte. Theobald schien mir traurig und still; er tanzte die erste Française mit Valerien und setzte sich dann an das andere Ende des Salons.

Ich machte mir's im Nebenzimmer bequem und fing eine Schachpartie mit Frau von M, an, einer alten tauben und zerstreuten-Dame, neben der man Alles sagen konnte. Madame de Las Vermejas drehte ich den Rücken zu, doch konnte ich in einem Spiegel mir

gegenüber ihre Haltung und ihr Gesicht beobachten. Sie blieb in ihren Lehnstuhl versunken, lächelnd und ungerührt, hatte kaum ein Wort der Erwiderung für Die, welche sie zu begrüßen kamen, und hielt die Augen fest auf unser Schachspiel gerichtet.

Schon fing ich an, zu glauben, daß ich mich getäuscht hätte, als Theobald sich näherte. Madame de Las Vermejas wandte den Kopf und lächelte ihm freundlich entgegen. Er setzte sich neben sie. Ich that, als wäre ich ganz in mein Spiel vertieft.

Ist Ihnen der Tag gut vergangen? fragte sie theilnehmend.

Er schüttelte den Kopf.

Nein, Madame, erwiderte er mit leiser Stimme, ich habe zu peinliche Gedanken, als daß mich irgend Etwas von ihnen abziehen könnte.

Ah gehen Sie! Ihnen ist nur vor Ihrem eigenen Glück bange.

O nur zu wahr! Ich wollte, ich könnte Die mehr lieben, die so viele Liebe verdient!

Ich sehe darin nichts Unmögliches; sie ist reizend! In der That, ich werde irre an Ihnen, daß ich Sie so gleichgültig finde. Also kennen Sie dieses Glück wirklich nicht? diese unsägliche Fülle der Gefühle? O, Monsieur Theobald, so Eins im Andern leben, mit einem und demselben Gedanken, einem und

demselben Willen, so lieben mit allen Kräften seiner Seele, das heißt glücklich sein wie die Engel im Himmel . . .

Während sie so sprach, ließ sie ihre von Schwermuth umschleierten schwarzen Augen auf ihm ruhen. Er schien von diesem Blicke förmlich gebannt zu sein; ich sah ihn zittern, seine Lippen erblaßten, der Athem stockte ihm. Ein seltsamer Gedanke brachte ihn plötzlich wieder zu sich selbst.

Sie haben Herrn de Las Vermejas geliebt, Madame? sagte er kalt.

Sie gab keine Antwort, aber ein kaum bemerkbares Lächeln der Verachtung flog über ihren Mund und sagte deutlich: Weder Herrn de Las Vermejas, noch sonst Jemand auf der Welt.

Hierin, glaube ich, sprach sie die Wahrheit.

Dann haben Sie also eine Convenienzehe geschlossen? sagte Theobald mit einer Art von Freude.

Ja; ich war damals sechzehn Jahre alt! heute würde ich den Eid, welcher für das ganze Leben bindet, nicht mit einer so unvorsichtigen Gleichgültigkeit aussprechen.

Sie wollen nicht wieder heirathen?

Nein, erwiderte sie nach einer kurzen Pause und in tiefer Schwermuth, nein, Monsieur Theobald.

Er blickte sie an, verwirrt durch den Ausdruck, den sie in diese einfachen Worte legte.

Ich will keine Convenienzehe mehr eingehen, fuhr sie mit stillem Lächeln fort.

Aber eine Heirath aus Liebe?

Sie schüttelte traurig den Kopf.

Liebe! sagte sie, Liebe! Wer versteht darunter dasselbe, was mein Herz bedarf? Man giebt diesen Namen hier den kleinen Aufregungen eitler Koketterie, den Huldigungen einer faden und sich wegwerfenden Galanterie, Sehen Sie sich nur hier in der Nähe um. Weiß Graf Anatole etwas von Liebe? O nein; er hat zu rothe Wangen, er tanzt mit zu gutem Anstand, er lächelt zu viel alle Frauen an, um Eine zu lieben. Oder Valerie? Das glückliche Kind hat nie geweint, wenn Sie es warten ließen, das Geräusch Ihrer Schritte ließ sie nie die Farbe wechseln oder zusammenfahren. Und Sie? . . .

Ich! fiel Theobald mit Bitterkeit ein, ich! o, Sie haben mich gut beobachtet, Madame!

Sie lieben Valerie nicht, fuhr sie fort, und werden Sie niemals lieben; sie wird darum nicht unglücklich sein, denn sie weiß es nicht, was zu Ihrem Glücke fehlt.

Glauben Sie, daß ich es weiß? sagte Theobald in tiefer Traurigkeit.

Sie schwieg einen Augenblick, dann antwortete sie mit einem Seufzer: Ja.

Wenn das ist, sagte er aufgeregt, müssen Sie mich beklagen! Ich bin so unglücklich, seitdem . . .

Sie hemmte seine Rede mit einem Blick; er schwieg plötzlich, faltete die Hände und murmelte mit einem Schmerz, den er nicht mehr zurückzuhalten suchte:

Sie sehen nun, ob ich weiß, was leiden heißt!

Armer Theobald! sprach Madame de Las Vermejas sehr leise; eine Thräne schien ihr aus den Augen zu quellen und in ihren schwarzen Wimpern zu glänzen.

Er erblaßte vor heftiger Bewegung; seine Hand berührte leise ihre zierlich behandschuhte Hand.

Aber noch bin ich nicht vermählt! sagte er mit stammelnder und zitternder Stimme, noch bin ich frei! Oh, diesen Abend erst erfuhr ich, wie glücklich ich hätte sein können!

Madame de Las Vermejas schlug die Augen nieder und erwiderte nichts; sie verstanden sich sehr gut ohne alle Worte. Meine Blicke suchten Valerie; das glückliche und vertrauensvolle Kind tanzte im Salon und lächelte ihrem Bräutigam von Weitem zu.

Madame de Las Vermejas brach nach einer Viertelstunde auf. Theobald setzte sich auf den Platz, den sie soeben verlassen hatte, und blieb dort, in tiefe

Träumerei versunken, ich spielte meine Partie Schach mit Frau von M. weiter.

Um drei Uhr, als Alles aufbrach, stand Theobald auf und näherte sich mir. Ich möchte Sie gern morgen früh allein sprechen, sagte er ruhig.

Lieber Freund, antwortete ich ihm ruhig, obwohl das Herz mir blutete, morgen ist es unmöglich; ich reise um sieben Uhr nach Beauvais, wo ich vier Tage bleiben will. Nächsten Sonntag aber werde ich, wenn Sie wollen. — sobald ich ankomme, zum Frühstück bei Ihnen vorsprechen.

Auf Sonntag also, erwiderte er, indem er mir mit einer trüben und verbindlichen Geberde die Hand reichte. Auf Sonntag!

Er schickte sich an, zu gehen.

Gute Nacht, Theobald, sagte Valerie liebevoll und ging auf ihn zu. Mein Gott! Sie haben sich heute Abend nicht amüsirt! Freilich, auch ich bin lieber an unserm traulichen Kamin im engsten Kreise.

Bei meiner Rückkehr von Beauvais am nächsten Sonntag sprach ich bei Theobald vor. Ich fand ihn allein in seinem Arbeitszimmer. Er kam mir entgegen und gab mir die Hand mit trauriger, aber völlig gefaßter Miene. Ich hatte nicht erwartet, ihn mit einem solchen Gesicht wiederzufinden; es verrieth eine gewisse Kaltblütigkeit, die zu dem, was er mir zu

sagen hatte, nicht paßte. Wir setzten uns an seinen Schreibtisch.

Der Bischof von D. . . . begann er und reichte mir einen offenen Brief hin, ein Verwandter von mir, ist gestorben; Anatole beerbt ihn; ich habe ein Vermächtniß von zweimalhunderttausend Francs erhalten.

Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen dazu! rief ich aus. Sie haben auf diese Erbschaft nicht entfernt gerechnet.

Nein. Sie verdoppelt mein kleines Vermögen. Ich bin in Fräulein Valeriens Interesse glücklich darüber, antwortete er und faltete den Brief wieder zusammen, den er hastig auf den Schreibtisch warf.

Ich verstand sofort, was für ein Bedenken Theobald abhielt, seine Verlobung aufzulösen, und war Gott dafür von Grund meiner Seele dankbar, denn ich glaubte, diese Verbindung müsse glücklich werden. Gleichwohl sagte ich mit einer gewissen Furcht: Theobald, Sie wollten mir heute Morgen etwas anvertrauen; ich bin hier, um Sie anzuhören.

Nein, Nichts, gab er zur Antwort und stützte seinen Ellenbogen auf den Brief, — es war wirklich Nichts; verzeihen Sie, daß ich Sie herbemüht habe.

Ich hatte nicht den Muth, in ihn zu dringen, und sagte ihm nur: Theobald, wenn Sie etwa Kummer

haben, so meine ich, dürften Sie ihn einem alten Freunde wie mir anvertrauen.

Er schüttelte den Kopf auf eine so zurückhaltende und kalte Art, daß unser Gespräch damit beendet war. Auf dem Tische lag ein Kalender. Theobald ergriff ihn und wies auf einen Federstrich unter dem Datum des fünfundzwanzigsten November.

In zehn Tagen also, sprach er. Haben wir auch keine Formalität vergessen?

Keine, lieber Freund, entgegnete ich, von der traurigen Gleichgültigkeit, mit der er sich mit diesen Vorbereitungen beschäftigte, empfindlich berührt.

Das Frühstück wurde servirt, und die Unterhaltung bewegte sich um denselben Gegenstand weiter fort; wir sprachen über tausend auf die feierliche Handlung bezügliche Kleinigkeiten. Anatole konnte ihr nicht beiwohnen, er war kürzlich abgereis't, um seine Erbschaftsangelegenheit zu ordnen, die ihm sechzigtausend Livres Rente eintrug.

Es war schon lange abgemachte Sache, daß Valeriens Vermählung auf dem Lande vor sich gehen sollte, in einem reizenden Hause, nahe bei Meudon. Madame de Pons hatte Valerie dort erzogen, und eine Art von Aberglauben knüpfte sich für sie daran. Valerie in der nämlichen Kapelle trauen zu sehen, wo sie getauft worden war. Ohne Gründe anzuführen,

hatte ich darauf bestanden, daß die Hochzeit ausschließlich im Kreise der Familie gefeiert würde, meine Schwester ließ mich gewähren, und ich war beinahe erstaunt darüber; denn ich wußte, daß sie etwas auf äußeren Prunk hielt. Ich hätte dieser Nachgiebigkeit mißtrauen sollen, die mich der Verlegenheit überhob, unter einem erdichteten Vorwande auf die Ausschließung von Madame de Las Vermejas zu dringen, ohne welche meine Schwester nicht mehr leben zu können schien.

Ich verließ Theobald und beeilte mich, nach Hause zu gehen. Valerie eilte herbei und setzte sich auf ihr Tabouret neben meinem Sessel nieder.

Mein guter Onkel, begann sie, wissen Sie schon, welches Glück Theobald zu Theil geworden ist? Er erbt zweimalhunderttausend Francs. Und doch bin ich fast betrübt darüber: man könnte glauben, ich wäre ebenso glücklich und stolz auf sein Vermögen, wie auf ihn. O nein! Ich würde ihn lieben, auch wenn er arm wäre!

Sie schwieg und erröthete darüber, daß sie ihre Gedanken hatte so laut werden lassen, und verbarg ihr Gesicht vor mir. Ich küßte sie auf die Stirn; sie weinte.

Was hast du, meine liebe Valerie? fragte ich sie unruhig . . .

Es ist nur eine Kinderei, mein guter Onkel, sprach sie unter Thränen lächelnd, ich bin glücklich, so glücklich, daß ich fürchte, es möchte mir irgend ein großes Unglück zustoßen . . .

Kind! rief ich aus, sind wir nicht da, um dich davor zu bewahren? Deine Zukunft ist so schön; in wenigen Tagen bist du Theobald's Frau.

Ja, sagte sie ernst, nur der Tod wäre im Stande, mein Glück zu zerstören.

III.

Noch am nämlichen Tage gingen wir aufs Land. Dort waren wir ganz unter uns; Theobald kam nicht ein einziges Mal nach Paris. Wer nicht gewußt hätte, was ihm auf der Seele lag, würde geglaubt haben, er sei ganz von der Liebe zu einem Engel ausgefüllt, der nur für ihn lebte. Er umgab sie mit geschäftiger Aufmerksamkeit, er schien ganz und gar mit der Zukunft beschäftigt, der sie zusammen entgegengingen; leider aber entsprangen all diese äußeren Liebesbeweise nur dem festen Vorsatze, eine Pflicht zu erfüllen und seinem Entschlusse treu zu bleiben.

Die letzten zehn Tage vergingen uns Allen mit reißender Geschwindigkeit; der fünfundzwanzigste November brach strahlend, wie ein Frühlingstag an, ich begrüßte ihn freudig als das Ende meiner Besorgnisse und den Beginn eines stillen Glückes, welches wahnsinnigen Leidenschaften nicht zum Opfer fallen sollte. So nahe vor dem Ziele aller meiner Wünsche, verschwanden all meine Befürchtungen. Das Herz voll der besten Hoffnungen, schloß ich

Valerie in die Arme, als sie am Morgen des festlichen Tages vor meinem Bette niederkniete und mich um meinen Segen bat.

Den Vormittag verbrachten wir im Zimmer meiner Schwester. Theobald blieb für sich; er achtete die erregten Gefühle, die unbestimmte Bangigkeit eines jungen Mädchenherzens, welche die Liebe selbst in diesen letzten Augenblicken nicht ganz verscheuchen kann.

Die Marquise de Pons war, wie ich schon gesagt, gutmüthig und eitel; sie machte sich den ganzen Morgen über mit Valeriens Toilette zu schaffen und plagte sich mit tausend Kleinigkeiten. Sie kam, ging, gab Befehle, und von Zeit zu Zeit lächelte sie mich voller Befriedigung an.

Die Vermählung sollte in der Mairie um sieben Uhr Abends vollzogen werden, die Feierlichkeit darauf in der Kirche von Meudon. Nur die Trauzeugen waren eingeladen, ihr beizuwohnen. Madame de Pons nahm das Frühstück mit Valerie auf ihrem Zimmer ein. Ich ging Theobald aufzusuchen; er war von einer Heiterkeit, die mich traurig machte. Die gute Valerie sammelte sich und betete angesichts ihres Glückes; er suchte sich zu betäuben, um muthigen Herzens seinen Eid zu leisten. In diesem Augenblick empfand ich Gewissensbisse darüber, daß ich ihn vor zehn Tagen

nicht gezwungen hatte, sich zu erklären; jetzt war es zu spät. Ich sah ein, daß er schwer zu leiden hatte, daß er vielleicht die Nothwendigkeit fühlte, mit mir zu reden, mit seinem Freunde, seinem zweiten Vater. Aber was sollte es helfen? In zwei Stunden wurde er Valerians Gemahl, und dann war es besser, man sprach den Namen jenes Weibes nicht aus, damit seine verschwiegenen Schmerzen nicht laut würden.

Ich ließ Theobald bei seiner Bräutigamstoilette; nach Verlauf einer Viertelstunde fand er sich im Bibliothekzimmer wieder zu mir. Nie hatte ich ihn so auffallend schön gefunden; sein schwarzer Anzug, sein bleiches und erregtes Gesicht hätten gleichwohl zweifeln lassen, ob es sich für ihn um seinen Todes- oder Hochzeitstag handle.

Ich war mit meinem Kammerdiener beschäftigt. Theobald näherte sich zerstreut und ergriff ein Buch; er öffnete es, warf es hastig wieder hin und setzte sich an den Kamin, wobei er zu lächeln versuchte, aber seine Hände zitterten. Ich hob den Band auf; es war eine Reise durch Spanien, die uns Madame de Las Vermejas geliehen hatte.

Als wir gegen sechs Uhr in den Salon hinuntergingen, war Theobald wieder ruhig, er ging auf Valerie zu, die ihrer Großmutter den Arm gereicht hatte, und küßte ihr bewegt die Hand. Sie war weiß

gekleidet und trug ihren Orangeblütenkranz und Brautschleier. So stand sie da als ein reines und entzückendes Wesen, als ein Engel, vor welchem böse Gedanken und wahnsinnige Leidenschaften zunichte wurden. Theobald erfuhr diesen Einfluß an sich; sein Blick klärte sich auf, er vergaß in diesem Augenblicke vielleicht Madame de Las Vermejas.

Der Salon war hell erleuchtet und glänzte von Kristallvasen, die mit natürlichen Blumen geschmückt waren; aber wir schienen in dem weiten Raume zu verschwinden. Ich bot meiner Schwester den Arm, um in den kleineren Salon zu gehen.

Bewahre! Bewahre! sagte sie mit triumphirender Miene, es kommt noch Besuch. Glaubst du, daß sich Valerie de Pons hinter dem Ofen vermählen will?

Sie hatte das Wort noch nicht geendet, als die beiden Thürflügel aufgingen, und Madame de Las Vermejas gemeldet wurde, und mit ihr zwanzig Personen unserer nächsten Bekanntschaft. Verwandte und Freunde unserer beiden Familien.

Das ist eine Ueberraschung, mein Engel, sagte die Marquise ganz leise zu Valerie, die in voller Freude und erröthend die Complimente entgegennahm.

Ich glaubte in die Erde zu sinken.

Madame de Las Vermejas trat ruhig ein und nahm neben Valerien Platz. Sie war ganz in Weiß gekleidet,

hatte weiße Blumen in ihren schwarzen Haaren und eine reiche spanische Mantille über den Kopf geworfen; man hätte auch sie für eine Braut halten können, sie war schön um einen Mann toll zu machen. Meine Augen suchten Theobald. Er hätte sein Gesicht hinter das Taschentuch versteckt; ich sah nur seine Stirn, sie war so bleich, daß der weiße Battist nicht gegen sie abstach.

Eine Viertelstunde ging unter Beglückwünschungen und Complimenten hin, dann wurde gemeldet, daß die Wagen vorgefahren seien. Alles stand auf. In der allgemeinen Bewegung näherte sich Madame de Las Vermejas Theobald; ich war hinter ihr. Er suchte offenbar einer heftigen Aufregung Meister zu werden, eines Schmerzes, der ihn zu vernichten drohte. Sein Blick war starr, seine Kniee wankten; er stützte seine zitternde Hand auf die Thürklinke, die das Zimmer der Marquise öffnete.

Muth! sagte Madame de Las Vermejas und sah ihn fest an. Muth, Theobald!

O! ich bin ein unseliger Narr! gab er mit erstickter Stimme zur Antwort; denn ich liebe Sie! . . . ich liebe Sie! . . .

Der abscheulichen Eitelkeit dieses Weibes, ihrer frevelhaften Koketterie war nun Genüge geleistet; ein Lächeln befriedigten Stolzes glitt über ihr Gesicht,

während sie sich hastig von Theobald entfernte, mit einem Ausdruck der Ueberraschung und trefflich gespielten Mitleids.

Dann trat Valerie aus dem Zimmer ihrer Großmutter, wo sie ihr Bouquet und Gebetbuch geholt hatte. Ich führte Theobald zur Marquise de Pons, der er die Hand geben mußte; er ließ es willenlos geschehen. Nun näherte ich mich Valerie, um ihr den Arm zu bieten. Sie stand an den Kamin gelehnt und war so blaß, so erschüttert, daß sie fast besinnungslos zu werden schien. Ihre Hand fiel instinctmäßig auf meinen Arm, so gingen wir hinunter.

Die Fahrt war kurz. Valerie hatte sich in die Tiefe des Wagens zurückgelegt; ich ehrte ihr Stillschweigen beim Herannahen eines so feierlichen Augenblickes. Als wir an der Mairie ausstiegen, zitierte ihre Hand in der meinigen, ich sah, wie sie ohnmächtig werden wollte.

Fassung! mein Kind, flüsterte ich ihr zu; bedarf es so vieler Angst und Bangigkeit, um sein Geschick zu erfüllen? . . . ein glückliches Geschick?

Wir traten ein; sie ließ sich auf ihren Platz neben Theobald führen, vor den Maire, der sich anschickte, die unwiderrufliche Formel auszusprechen: Ihr seid vereinigt im Namen des Gesetzes . . .

Der zahlreiche und glänzende Kreis der Trauzeugen umgab die Verlobten, alle Gespräche verstummten; Madame de Pons weinte gerührt und drückte mir die Hand; die Spanierin sah Theobald an.

Der Maire las selbst den Text des Gesetzes, dann sagte er: Herr Theobald de Montmaur, nehmen Sie Fräulein Valerie de Pons zu Ihrer rechtmäßigen Gemahlin?

Ja, antwortete Theobald mit fester Stimme.

Und Sie, Fräulein Valerie de Pons, erkennen Sie Herrn Theobald de Montmaur für ihren rechtmäßigen Gemahl an? ’

Nein, antwortete sie mit ersterbender Stimme, indem sie versuchte, aufzustehen; aber sie fiel leblos zurück.

Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr dem Munde Aller. Madame de Pons stürzte zu ihrer Enkeltochter hin, schloß sie in die Arme und rief: Sie ist von Sinnen, mein Gott! mein armes Kind ist von Sinnen! mein Gott! erbarme dich unser! . . . Valerie, öffne doch nur die Augen . . . sieh mich an . . . du willst mich denn sterben lassen?

Theobald’s Blicke waren verstört, er hatte das seltsame Lächeln eines Verrückten. Er ergriff die Hände seiner Braut und hielt sie in den seinigen, indem er fortwährend in Madame de Pons

hineinsprach: Um Gotteswillen, Madame, beruhigen Sie sich! Es war nur ein Augenblick des Schrecks, der Geistesabwesenheit . . . sie wird ihre Besinnung wieder bekommen, und wir werden die Feier beenden. Um Gotteswillen beruhigen Sie sich!

Man ließ Valerie Riechsalz einathmen, man sprengte ihr kaltes Wasser ins Gesicht; endlich schlug sie die Augen wieder auf. Ihr Blick blieb auf Theobald geheftet, der sich über ihre Hände gebeugt hatte; sie versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihr; sie streckte sich in schrecklichem Krämpfe aus und sank mit dumpfem Stöhnen zurück.

Alle Zeugen dieser unerhörten Scene waren in größter Bestürzung. Madame de Las Vermejas stand wie betäubt beiseite. Valerie mußte weggetragen werden. Madame de Pons stieg mit ihr in den Wagen; ich führte Theobald fort, er war überwältigt, vernichtet.

Theobald, sagte ich zu ihm mit Thränen, die ich nicht zu verbergen suchte, Theobald, ich flehe Sie an bei Allem, was Ihnen heilig ist, seien Sie offen gegen mich . . . was haben Sie dem armen Kinde gesagt?

Nichts, gab er zur Antwort und brach ebenfalls in Thränen aus. Nichts, ich schwöre es bei meiner Ehre!

So war es Madame de Las Vermejas! rief ich aus. Er schüttelte heftig den Kopf.

Sie ebensowenig, ich bürgte Ihnen dafür mit meiner Ehre.

Dann, sagte ich mit Schluchzen, ist das arme Kind wahnsinnig! O welch ein entsetzlicher Schmerz für unsere alten Tage! . . . Ach, Theobald! wir allein werden unglücklich sein, denn Sie werden wieder frei.

Kein Wort mehr! unterbrach er mich und faßte meine Hand, kein Wort! . . . Ein Anderer würde das eben Vorgefallene als eine tiefe Kränkung betrachten; ich sehe darin nur ein großes Unglück, und Nichts ist damit vorbei.

Alles! erwiderte ich ihm, aber Sie bleiben unser Freund.

Als wir zurückkehrten, hätte man Valerie eben zu Bett gebracht. Ein paar Freunde wachten trübselig genug im Salon. Madame de Las Vermejas war nach Paris zurückgekehrt, unter dem Vorwände, schnell einen Arzt zu schicken.

Wie ich in Valeriens Zimmer hinaufkam, hätten sich die Krämpfe beruhigt, sie schien eingeschlummert zu sein. Ich war der Meinung, man müsse sie nach dem schrecklichen Anfall vollständig in Ruhe lassen, und dieser todähnliche Schlaf, aus welchem sie kein Wort zu erwecken vermochte, ängstigte mich durchaus nicht.

Meine Schwester ließ ein Bett neben dem ihrer Enkeltochter aufschlagen, und wir wachten die ganze Nacht bei ihr. Von Stunde zu Stunde kam Theobald um nachzufragen.

Am folgenden Morgen waren wir wieder ruhig und gefaßt. Valerie schlief noch immer, ihr Antlitz war bleich und unverzerrt, ohne jeden Ausdruck von Leiden. Ich wartete auf ihr Erwachen.

Theobald konnte nicht bleiben; er ging wieder nach Paris zurück, ich versprach, ihm täglich zweimal zu schreiben.

Gegen Mittag kam der Hausarzt von Madame de Pons an. Ich sagte ihm Alles, dann führte ich ihn an Valeriens Bett. Ich hoffte auf beruhigende Worte; er äußerte sich nicht, brachte eine halbe Stunde bei der Kranken zu, behorchte ihr unregelmäßiges Athemholen, hob einige Male ihren Kopf in die Höhe, der immer wieder träge zurückfiel, und vermochte den Schlaf, der mich jetzt mit Schrecken erfüllte, nicht zu vertreiben.

Doctor, sagte darauf Madame de Pons weinend, ich sehe es, meine arme Valerie ist sehr, sehr krank . . .

Er beruhigte sie und führte mich in den Salon. Mein Herr, sprach er zu mir, die Frau Marquise muß nach Paris gebracht werden.

Was! rief ich in heftigem Schrecken. Valerie . . .

Es steht sehr schlimm mit ihr. Eine Entzündung der Gehirnhaut . . . wer weiß, was in diesem Kopfe spukt? . . . Ach, daß die Wissenschaft solchen jähen Krankheitserscheinungen gegenüber so schwach ist, wo die Diagnose erst durch die Section festgestellt werden kann. Wir wollen es mit einigen Mitteln versuchen, aber ich verhehle Ihnen nicht, daß ich wenig Hoffnung habe. Bringen Sie die Marquise fort, sie wäre außer Stande, den Todeskampf mit zu erleben, den ich voraussehe. Ich bleibe hier.

Er kehrte in Valeriens Zimmer zurück. Meine Schwester war bedenklich unwohl geworden, man hatte sie in ihr Bett tragen müssen. Im Augenblick, als ich durch den Salon ging, um mich zu ihr zu begeben, erschien ein Bedienter; er kam von Madame de Las Vermejas, um Erkundigungen einzuziehen.

Sagen Sie ihr, daß die Frau Marquise und Valerie de Pons im Sterben liegen.

Wie soll ich die Qualen der vier Tage, die diesem folgten, beschreiben? Die arme Valerie blieb ohne Besinnung, sie kam aus diesem schrecklichen Schlummer nicht heraus, der jeden Augenblick dem Tode ähnlicher wurde. Ihre geschlossenen Augen hatten keine Thränen; ihr Körper war bewegungs- und empfindungslos; selbst Feuer verursachte ihr nicht den geringsten Schmerz. Ich wich nicht von ihrer Seite,

wobei ich sie beständig beobachtete und eine Bewegung, ein Wort erwartete. Ein paarmal schien es mir, als ob ihre Lippen sich regten und einige Worte stammelten. Dann beugte ich mich zu ihr hinab, ich rief sie, aber sie gab mir nie eine Antwort.

Die letzte Nacht wachte ich bei ihr; der Arzt ging von ihrem Zimmer in das meiner Schwester; er hatte versprochen, mich während des Todeskampfes Beider nicht mehr zu verlassen.

Doctor, sagte ich schluchzend zu ihm. Sie retten sie also nicht, weder die Eine noch die Andere? . . . Ach, meine Schwester, die so nahe am Ziel ihrer Tage stand und von so schwacher Gesundheit war, sie mußte sterben . . . die Wissenschaft besitzt keine Zaubermittel, um dieses unvermeidliche Ende hinauszuschieben; aber Valerie! Valerie! . . . Mit siebzehn Jahren! . . . ist Nichts im Stande, sie dem Leben wiederzugeben, die Fäden dieses hinschwindenden Daseins wieder zu festigen?

Sie sind zerstört! entgegnete traurig der Arzt, sie ist so gut wie todt; ihr Gedächtniß, ihr Erkenntnißvermögen, ihre edelsten Kräfte sind nicht mehr vorhanden; was für ein äußerer Anstoß könnte sie diesem Nichts wieder entziehen? . . . Wer vermöchte sie aufzuwecken?

Sie antwortet uns nicht, aber vielleicht hört sie uns, sagte ich, von einem plötzlichen Gedanken getroffen.

Valerie, rief ich und neigte mich über sie. Valerie, sieh, hier ist Theobald! Er ist da, er will dich sehen.

Bei diesem Namen öffnete sie die Augen nicht, sie rührte sich nicht, aber eine schwache Röthe stieg ihr in die Wangen.

Valerie, mein Kind! rief ich, du hörst mich! . . . Sie bewegte ihre Hände und bekam einen entsetzlichen Krampfanfall; ihre Augen waren offen, und sie wandte sie auf mich, ohne mich zu erkennen; ihr ungleichmäßiger Athem blieb auf Augenblicke aus.

Mein Herr, gehen Sie fort, gehen Sie, um des Himmels willen; sagte der Arzt zu mir, indem er sie unterstützte; dieser Anblick tödtet Sie.

Valerie richtete sich auf, hielt ihre beiden Hände vor die Stirn gedrückt und sagte deutlich: Ich bin ein unseliger Narr! . . . ich liebe Sie! ich liebe Sie! . . .

Da erinnerte ich mich, daß das unglückselige Kind gerade in dem Zimmer war, an dessen Thür sich Theobald befand, als Madame de Las Vermejas mit ihm sprach.

Ich bin ein unseliger Narr! . . . ich liebe Sie! . . . wiederholte Valerie und zerwühlte ihr dichtes Haupthaar mit den Händen. Dann fiel sie zurück, ihre

Augen schlossen sich, und ihr Mund hatte keine Klagen, keine Worte mehr. Gegen Morgen starb sie.

Meine Schwester überlebte ihre Enkeltochter nur um zehn Tage, und ich blieb allein in der Welt nach so vielen Jahren des reinsten Glückes, welches ich in unserer glücklichen Familie gefunden hatte. Die letzten Worte Valerians behielt ich für mich; sie wären ein furchtbarer Vorwurf für Theobald gewesen, und ich hatte keinen Haß gegen ihn.

Ich verließ die Stätten bald, an welche sich so schmerzliche Erinnerungen, so grausame Leiden knüpften; ich ging nach Italien. Theobald schrieb mir oft; seine Briefe waren mir lieb, denn ich hatte ihn immer gern gehabt; er schien mit nicht glücklich zu sein, doch sprach er niemals von sich, und alle Nachschriften in seinen Briefen erzählten von Reiseplänen.

Als ich vor vierzehn Tagen nach Paris zurückkam, hörte ich seit drei Monaten zum ersten Male wieder den Namen der Madame de Las Vermejas; sie hatte sich kürzlich mit dem Grafen Anatole de Saint-Servien verlobt. Den Tag darauf machte ich Theobald meinen Besuch.

Wie sehr hatten seine Leiden an ihm genagt! Wie war er gealtert! Wir sprachen uns aus, und ich war es, der ihn trösten mußte.

Ich bin ein feiger, elender Mensch! sagte er mit Bitterkeit, denn ich liebe dieses Weib noch immer.

Ist es möglich? rief ich aus; sie, die uns so viel Leid gebracht hat?

Theobald traten die Thränen in die Augen.

Sie hat ein ehernes Herz, fuhr er fort; wenn Sie wüßten! . . . Sie ließ mich Alles hoffen; ich betete sie an, ich war ihr Slave . . . und eines schönen Tages zeigte sie mir kalt ihre Verlobung mit Anatole an. Ich bin eine Memme gewesen ich habe sie angefleht, ich habe zu ihren Füßen geweint und ihre Liebe gefordert, die mein Leben war, ihre Hand, die sie nur mit ihrer Liebe verschenken wollte.

Eine Vernunfttheirath ist eine abscheuliche Thorheit, sagte ich ihr, das war Ihre Meinung; man soll sich nur aus Liebe verbinden . . . Oder aus Ehrgeiz, erwiderte sie. Und das war ihr letztes Wort; ich habe sie nicht wiedergesehen . . . im werde sie nie wiedersehen . . .

Für dieses Unglück wird die Zeit das Heilmittel bringen, sagte ich zu ihm; Alles verwischt sich in dem Herzen eines jungen Menschen, denn die Zukunft steht mit neuen Freuden und neuen Leiden vor ihm. Unvergängliche Schmerzen kennen nur wir, wir armen Alten, die wir nichts mehr anfangen können.

Theobald schüttelte den Kopf.

Meinen Sie, sprach er, ich habe nichts gethan, um diesen verhaßten Wahnsinn los zu werden? Weder Vernunft noch Wille haben diesen unbewußten Trieb bändigen können, der mein Herz schon bei dem bloßen Gedanken an sie schlagen läßt, der mich an ihre Schönheit und ihre kalte, teuflische Seele fesselt. Sie sehen, daß ich sie gut kenne. O, einen einzigen Tag Herr dieses Weibes zu sein, ihr zu befehlen, sie vor mir zittern zu sehen, daß sie mich liebte oder wenigstens vorgäbe, mich zu lieben! . . . Ohne Bedenken würde ich für einige Stunden solchen Glückes sterben! . . . Sie sehen, daß ich toll bin! . . .

Sie sollten reisen.

Ja, antwortete er und entfaltete ein Blatt, das unter einer Menge von Papieren lag, das ist mein Paß; ich reise, ich gehe nach Spanien!

Nach Spanien!

Ja, ich gehe, im Dienste der Königin Christine den Tod zu suchen; denn sehen Sie, das Leben drückt mich zu Boden; ich denke nicht wie diese Frau, daß es ein so großes Unglück sei, jung zu sterben . . . Und dann wird sie mich beklagen und vielleicht Gewissensbisse empfinden.

Ach, Theobald! rief ich aus, von seinem Wahnsinn tief erschüttert. Valerie ist nur zu sehr gerächt!

Armer Engel! sprach er und sah mit einem düsteren Blick zum Himmel auf.

Ich verließ ihn mit blutender Seele. Gestern ist er abgereis't.